



„Ich verschwende meine Zeit nicht ans Hassen“

Ruth Westheimer entkam dem Holocaust und wurde zur bekanntesten Sexualtherapeutin der Welt. Mit KERSTIN KOHLENBERG UND TANJA STELZER spricht sie über ihre Kindheit in Frankfurt, ihre Erlebnisse als Scharfschützin in Palästina und darüber, wie man selbst den finstersten Zeiten noch etwas Gutes abringen kann

Von Kerstin Kohlenberg und Tanja Stelzer, DIE ZEIT, 30.12.2021

DIE ZEIT: Frau Westheimer, zurzeit wird Ihr Leben hier in New York als Theaterstück aufgeführt. Vor ein paar Tagen waren Sie in der Vorstellung und verfolgten auf der Stuhlkante sitzend Ihre eigene Biografie. Wie Sie 1939 als jüdisches Mädchen mit einem Kindertransport in die Schweiz kamen. Wie Sie hofften, Ihre Eltern und Großeltern wiederzusehen, die aber im Konzentrationslager starben. Wie Sie zur weltbekannten Sexualtherapeutin aufstiegen, zum Medienstar, der von Bill Clinton und Paul McCartney umschwärmt wird. Wenn Sie auf dieses Leben blicken, was überwiegt dann: die Traurigkeit oder das Glück?

Ruth Westheimer: Das Glück, das Glück! Dass mich alle kennen! Und jetzt auch noch dieses Theaterstück. Es ist wie ein Wunder!

ZEIT: 93 Jahre als Bühnenstück ...

Westheimer: ... -einhalb! Ich bin 93-einhalb! Im Alter fängt man wieder an mit diesem Einhalb. Wie bei den Kindern.

ZEIT: Tritt man am Ende der Aufführung vor die Tür des Museum of Jewish Heritage, wo das Stück läuft, taucht man ein ins New Yorker Jahresend-Ambiente: Überall sieht man Weihnachtsbäume – neben denen sehr oft eine Menora steht, der



jüdische Leuchter, weil im Dezember auch Chanukka gefeiert wird. In welche Stimmung versetzt Sie Chanukka?

Westheimer: Für mich ist das Chanukka-Fest sehr wichtig. Es ist ein Familienfest, und ich bin an allem interessiert, was mit Familie zu tun hat. Weil ich selbst meine so früh verloren habe. Acht Tage lang werden abends Kerzen angezündet, jeden Tag eine mehr. Und während die Kerzen brennen, darf man nicht arbeiten, keine Hausarbeiten erledigen, nichts. Man entspannt sich und spielt mit den Kindern. Chanukka erinnert mich sehr an Frankfurt, an mein Elternhaus.

ZEIT: 1938 war das letzte Chanukka, das Sie zu Hause in Frankfurt verbracht haben. Sie waren zehn Jahre alt, das Kind eines Vertreters für Haushaltswaren.

Westheimer: Es war ein trauriges Fest. Ich war alleine mit meiner Mutter und meiner Großmutter. Mein Vater war schon abgeholt, er war in Buchenwald im Arbeitslager. Kurz vor Chanukka war eine Postkarte von ihm angekommen, da hat er geschrieben, dass ich in die Schweiz fahren muss, dann würde man ihm erlauben, nach Frankfurt zurückzukommen. Ich habe die Karte noch vor Augen. Damals hatte ich 13 Puppen, ein Puppenhaus, Rollschuhe. Ich wollte nicht weg, aber ich hatte keine Wahl.

ZEIT: Bei der Konferenz von Évian war vereinbart worden, dass verschiedene Länder jüdische Kinder aufnehmen würden, die Waisen waren oder deren Eltern im Lager waren. Die Kinder sollten so lange in Heimen im Ausland bleiben, bis die Eltern die Emigration der Familien organisiert hätten. Sie dachten also nicht, dass Sie Ihren Vater und Ihre Mutter nie wiedersehen würden?

Westheimer: Ich habe geglaubt, ich gehe für eine kurze Zeit, meine Eltern wandern aus, und dann sehen wir uns wieder. Manchmal fragte ich mich als Kind, ob ich sie hätte retten können, wenn ich nur geblieben wäre. Das ist natürlich Quatsch. Andersherum ist es richtig: Wenn meine Eltern mich nicht in die Schweiz geschickt hätten, dann wäre ich nicht am Leben.

ZEIT: Glauben Sie, dass Ihre Eltern geahnt haben, was geschehen würde?

Westheimer: Am 15. November, dem Abend vor Buß- und Bettag ...



ZEIT: ... also eine Woche nach den Pogromen ...

Westheimer: ... hatte jemand zu meinem Vater gesagt: Julius, ihr müsst weg. Mein Vater hatte geantwortet: Morgen passiert nichts, morgen ist ein christlicher Feiertag. Aber genau an dem Morgen kamen die Nazis.

ZEIT: Haben Sie sich später, als Sie wussten, dass Ihre Eltern und Großeltern ermordet worden waren, auch mal geärgert? Waren Sie zornig, dass sie nicht versucht haben zu fliehen?

Westheimer: Nein, sie waren sehr in der deutschen Kultur verwurzelt. Mein Großvater stammte aus Wiesenfeld in Franken, er hieß Moses und war Bauer. Ich erinnere mich noch an die Beule, die er am Hals hatte. Da war eine Kugel vom Ersten Weltkrieg drin – er hatte für Deutschland gekämpft. Und es war keine Frage, dass die Großeltern, die fromm waren und am Samstagabend keine Feldarbeit machten, Deutschland liebten. Ich konnte ihnen und auch meinen Eltern das überhaupt nicht übel nehmen. Es war ihr Leben.

ZEIT: Wie kamen Sie denn auf die Liste für den Kindertransport?

Westheimer: Für die Schweiz hatte den Transport eine Frau Goldschmidt arrangiert. Die ist mit anderen zur Gestapo und hat gesagt: Wir nehmen 300 Kinder auf. Jemand aus meiner Schule muss sich die Liste der Schüler genommen haben und gefragt haben: Wer von den Vätern ist im Arbeitslager?

ZEIT: Die Kinder im Zug müssen sehr verzweifelt gewesen sein.

Westheimer: Sie haben geweint, ich auch. Ich war ja schon etwas älter und konnte gut mit kleinen Kindern umgehen. Ich habe dann einem Mädchen, das noch mehr geweint hat als ich, meine Puppe geschenkt – die einzige, die ich mitgenommen hatte. Ich habe das Mädchen als Erwachsene wiedergetroffen. Sie hat sich aber nicht an die Puppe erinnert.

ZEIT: Waren Sie enttäuscht?



Westheimer: Ach, so isses eben. Ich liebe heute noch Puppen. Hier in meiner Wohnung sehen Sie ja auch überall Puppenhäuser herumstehen. Wenn ich den Puppenvater irgendwo hinstelle, bleibt er da. Ich habe Kontrolle darüber. Das gefällt mir. Damals im Zug habe ich dann angefangen zu singen, und alle haben mitgesungen. Das ging die ganze Fahrt.

ZEIT: Haben Sie da schon gemerkt, dass Sie mehr Kraft haben als andere? Dass Sie die Fähigkeit haben, sich gegen die Trauer zu stemmen?

Westheimer: Ich glaube, dass das alles damit zu tun hat, dass ich so eine gute Kindheit gehabt habe. Das hat mich gestärkt – das und die jüdische Religion. – So, wie ist mein Deutsch?

ZEIT: Sehr gut, sehr gut.

Westheimer: Ihr seid beide zufrieden?

ZEIT: Sehr! Wir hatten uns vor dem Interview gefragt, ob wir das Interview auf Englisch oder auf Deutsch führen würden. Aber Sie sprechen perfekt Deutsch – mit hessischem Einschlag. Es gibt ja viele Leute, die in der Fremde das Deutsche abgelegt haben. Wie haben Sie es sich bewahrt?

Westheimer: Erstens habe ich Glück gehabt, dass ich noch sechs Jahre in der Schweiz gelebt habe. Zweitens: Alle meine Kindheitserinnerungen sind auf Deutsch. *(fängt an zu singen:)* »Hänschen klein ging allein in die weite Welt hinein. Stock und Hut steht ihm gut, ist gar wohlgenut. Doch die Mutter weinet sehr. Hat ja nun kein Hänschen mehr. Da besinnt sich das Kind, läuft nach Haus geschwind.« Das hat nicht zu mir gepasst. Ich konnte ja nicht zurück wie Hänschen. Aber ich kenne alle diese Lieder. Ich habe mir die wunderbare Kindheit, die ich in Frankfurt gehabt habe, diese zehn Jahre, nicht nehmen lassen.

ZEIT: Und deshalb wollten Sie die deutsche Sprache nicht ablegen?

Westheimer: Genau. Ich habe das nicht so bewusst gemacht, wie ich das jetzt sage. Aber ich habe genau gespürt, dass ich festhalten muss, was mir das Leben gegeben hat.



ZEIT: Ihr unüberhörbarer deutscher Akzent im Englischen hat Sie sogar sehr berühmt gemacht. Er wurde Ihr Markenzeichen als Medienstar.

Westheimer: Was mit mir passiert ist – das war nur in Amerika möglich. Nicht in Berlin, nicht in Frankfurt. So bekannt konnte man nur in New York werden – und nur ich mit meinem Akzent. Wie heißt das auf Deutsch? So bekannt wie ein rotes Tuch?

ZEIT: Wie ein bunter Hund!

Westheimer: Ja, wie ein bunter Hund! Wunderbar!

Wir sitzen in Westheimers Wohnung im zehnten Stock des Apartmentgebäudes, in dem sie seit den Sechzigerjahren wohnt. Ganz oben im Norden von Manhattan, in Washington Heights. Hier haben sich von den 1930er- Jahren an viele europäische Juden niedergelassen. Henry Kissinger ist um die Ecke aufgewachsen. Aus dem Wohnzimmerfenster blickt man über den Hudson auf die steilen Felswände der New Jersey Palisades.

ZEIT: In der Schweiz waren Sie in einem jüdischen Kinderheim untergebracht. Wie war das Leben dort?

Westheimer: Die Leute, die für uns verantwortlich waren, waren selbst deutsche Flüchtlinge. Sie waren keine geschulten Pädagogen. Die Leiterin des Heims war schlimm. Sie hat gesagt, unsere Eltern seien Schlangeltern, Eltern, die ihre Kinder wegschicken. Sie hat gesagt: Eure Eltern wollten euch nicht mehr. Sie hat sehr dumme Sachen gesagt.

ZEIT: Sie war selbst Jüdin?

Westheimer: Ja, und sie war selbst ein Flüchtling. Trotzdem muss ich sagen: Der Schweiz und der jüdischen Hilfsorganisation, die das Heim unterhielt, habe ich viel zu verdanken. Von Heiden aus, wo das Heim war, konnte man über den Bodensee blicken. Ich habe gesehen, wie Friedrichshafen bombardiert wurde. Und ich habe gewusst, da drüben ist Deutschland, mit meinen Eltern und Großeltern.



ZEIT: In einem Ihrer Bücher schreiben Sie, dass sich die Leiterin später noch einmal sehr verändert hat. Aus Fräulein Riesenfeld wurde Frau Neufeld.

Westheimer: Ja, sie hat geheiratet und war wie ausgewechselt. Ich war sogar bei der Hochzeit.

ZEIT: Sie scheint Sie auch ein bisschen aufgeklärt zu haben. Offenbar hatten Sie vertraute Gespräche miteinander. Sie hatten ihr also offenbar verziehen?

Westheimer: Ja. Sie war eben dumm und pädagogisch ungeschult. Ich verschwende meine Zeit nicht ans Hassen oder daran, Sachen ändern zu wollen, die ich nicht ändern kann.

ZEIT: Ist das Ihr Rezept?

Westheimer: Es könnte ein Rezept sein, schreibt das!

ZEIT: Hier in den Regalen Ihrer Wohnung sehen wir die Trophäen Ihres Lebens: ein Foto mit Barack Obama, Sie als Gast in einer Talkshow, Urkunden von Ehrendoktorwürden, Bilder von Ihren Kindern und Enkelkindern, Ihrem Mann. Auf allen Bildern, auf denen Sie zu sehen sind, strahlen Sie. Ihr Rezept scheint zu funktionieren.

Westheimer: Ich freue mich immer daran, dass ich am Leben bin, aber ich vergesse nie, dass die anderen umgekommen sind. Die eineinhalb Millionen Kinder, die man umgebracht hat, dürfen nicht vergessen werden. Aber man darf gleichzeitig so wie ich sagen: Ich habe Glück gehabt.

ZEIT: Liest man Ihre Autobiografie, hat man den Eindruck, dass Sie negative Gefühle einfach nicht zulassen. Als Kind haben Sie im Kinderheim in der Schweiz Tagebuch geschrieben. Aber nie etwas über Ihre eigenen Ängste oder etwas Kritisches über das Heim.

Westheimer: Wenn ich mal was Böses geschrieben habe, dann mit Stolze-Schrey. Wissen Sie, was das ist? Eine Kurzschrift, die niemand mehr benutzt und die



auch damals kaum jemand lesen konnte. Ich hatte immer Angst, dass jemand das Tagebuch findet.

ZEIT: Einmal haben Sie sogar Seiten rausgerissen.

Westheimer: Vielleicht habe ich da was über die Küsse von Walter geschrieben, meinem ersten Freund, vielleicht über eine Umarmung.

ZEIT: Hatten Sie Angst, dass man Sie rausschmeißt, wenn Sie was Böses oder Verbotenes schreiben und das entdeckt wird?

Westheimer: Wahrscheinlich. Da war so ein Gefühl, dass ich kein Recht habe zu kritisieren, weil die uns alle ernährt haben. So muss man das sagen. Und wo wäre ich hingegangen, wenn man mich rausgeschmissen hätte?

ZEIT: Zitat aus Ihrem Tagebuch: »Ich muss ruhiger und gleichmütiger werden, Probleme tiefer ergründen und mich beherrschen.«

Westheimer: Mein Lehrer hatte in seinem Notizbuch über mich geschrieben – das hat er mir gezeigt –, dass ich vorlaut bin. Aber immerhin auch: sehr intelligent. Er fand, ich sollte ruhiger werden und nicht immer reden. Ja, gut, das hat jetzt nicht ganz geklappt.

ZEIT: Ihr Tagebucheintrag klingt ein bisschen so, als hätten Sie selber versucht, sich zu erziehen.

Westheimer: Das stimmt. Ich habe auch immer versucht, weiter zu lernen, weil mein Vater gesagt hatte: Wissen kann dir niemand wegnehmen.

ZEIT: Für eine Studie haben Sie einmal die Lebenswege von 50 Kindern nachverfolgt, die mit Ihnen im Heim waren.

Westheimer: Ja, für meinen Master in Soziologie, das war an der New School for Social Research hier in New York. Von den Kindern, die am 5. Januar 1939 von Frankfurt in die Schweiz gingen, hat keines Selbstmord begangen. Keines davon ist klinisch krank geworden, keines bekam Depressionen.

ZEIT: Das ist erstaunlich.



Westheimer: Ja, sie haben es alle irgendwie geschafft.

ZEIT: Konnten Sie mit allen 50 sprechen?

Westheimer: Ich hatte die Akten. So konnte ich Fragebögen verschicken.

Einige habe ich auch für Interviews besucht. Und da ist mir klar geworden, was der Grund dafür ist, dass es allen, die mit mir im Heim waren, so gut ging: Alle sind wie ich in meinen ersten zehn Jahren bei einer liebenden Familie aufgewachsen. Ich zum Beispiel war viel mit meiner Großmutter zusammen, die nichts anderes zu tun hatte, als sich um mich zu kümmern. So, jetzt ist es genug.

Wir haben noch viele Fragen, aber Ruth Westheimer ist müde. Sie hat keine Lust mehr. Außerdem hat sie Hunger, und sie ist überrascht, dass wir für sie nichts zu essen dabei haben, nur Schokolade. Normalerweise nämlich gibt ihr Assistent Besuchern Bescheid, dass sie Essen mitbringen sollen. Ruth Westheimer kocht nicht, in aller Regel hat sie einen leeren Kühlschrank. Und ins Restaurant geht sie wegen Corona momentan auch nicht. Gut, dass jetzt ihr Bekannter, der deutsche Konsul, vorbeikommt, in der Küche findet sich auch noch ein Bagel vom Vortag. Ruth Westheimer stimmt nach diplomatischen, vom Konsul begleiteten Verhandlungen zu, dass sie sich eine Weile hinlegt und wir das Interview später fortführen. Als wir nach anderthalb Stunden wiederkommen, empfängt uns eine ausgeruhte Ruth Westheimer. Sie bittet uns noch, die Post von unten zu holen und Apfelschnitze zu schneiden.

Westheimer: Das war gut, dass ich mich hingelegt habe. Nehmt euch ein Stück Apfel. Weiter geht's.

ZEIT: Nach dem Krieg waren Sie staatenlos. In der Schweiz konnten Sie nicht bleiben.

Westheimer: Doch, sie wollten mich behalten! Sie hatten mich in einem Seminar für angehende Kindergärtnerinnen angenommen, sogar mit Taschengeld. Aber ich habe dann gesagt: Nein, ich gehe nach Palästina. Weil ich wusste, dass Juden einen Staat brauchen, damit so etwas wie der Holocaust nie wieder passieren kann.

ZEIT: Wie haben Sie von der zionistischen Bewegung erfahren?



Westheimer: Die waren sehr schlau. Die haben gut aussehende junge Männer in unser Heim geschickt, um mit uns über Palästina zu sprechen. Und dann habe ich gedacht: Wenn die solche Männer haben, dann gehe ich nach Palästina. Ich habe gedacht, da bleibe ich mein ganzes Leben.

Ruth Westheimer, damals noch Karola Ruth Siegel, war 17, als sie im September 1945 mit einem Lastwagen-Konvoi voller Einwanderer im Kibbuz Ayanot unweit von Haifa ankam. Palästina war heiß und trocken – das Gegenteil der Schweiz. Der Staat Israel existierte noch nicht, die Briten hatten das Mandat über Palästina. Wieder ein Leben in einer Gemeinschaft, diesmal: auf einer Farm, auf der Oliven, Orangen, Äpfel, Trauben, Grapefruits angebaut wurden. Es gab keinen persönlichen Besitz, dafür aber viel Arbeit, von morgens bis abends. Geschlafen wurde auf Strohmattentzen.

ZEIT: War es im Kibbuz so romantisch, wie man sich das heutzutage vorstellt?

Westheimer: Ziemlich romantisch, denn wir waren alle Idealisten. Jeden Freitagabend haben wir die ganze Nacht getanzt. Und es war ein wunderbares Gefühl, einen Staat aufzubauen.

ZEIT: Was sind die Grundwerte einer zionistischen Gemeinschaft?

Westheimer: Niemand wird reich, alles ist für das Kollektiv. Was mir später nicht gefallen hat: dass das Kollektiv auch beschließt, ob du lernen darfst, ob du an die Universität gehen darfst oder ob du weiter in der Küche arbeitest.

ZEIT: Es war also alles etwas eng?

Westheimer: Ja. Was mir auch nicht gefallen hat, war, dass die Kinder nur zwei Stunden am Abend, von fünf bis sieben, mit ihren Eltern verbrachten und dann in das Kinderhaus gingen, damit die Eltern Zeit für Versammlungen hatten.

ZEIT: Das ist einem Mädchen, das ohne Eltern aufwachsen musste wie Sie, sicher besonders widersinnig vorgekommen.

Westheimer: Das kollektive Ideal war am Anfang wichtig für Palästina und Israel, aber Kinder brauchen ihre Eltern, und Eltern brauchen ihre Kinder. Als man



damit anfang, dass die Kinder zu Hause schlafen, war es eigentlich das Ende des Kollektivs. Wenn die Kinder zu Hause schlafen, muss jemand da sein. Dann kannst du nicht zur Versammlung gehen.

ZEIT: Deutschland war in Ihrer Familie ein wichtiger Teil der Identität, haben Sie uns vorhin erklärt. Mit Deutschland wollten die jungen Kibbuzim aber nichts mehr zu tun haben.

Westheimer: Genau. Deshalb wurde aus Karola Ruth Siegel, wie ich zuvor geheißen hatte, Ruth K. Siegel. Der Name Karola war zu deutsch. Das K. habe ich allerdings behalten. Ich dachte, vielleicht können mich meine Eltern dann wiederfinden. Die Hoffnung, dass sie noch leben, habe ich lange nicht aufgegeben.

ZEIT: Die Nazis sagten: Du darfst nicht jüdisch sein. Und jetzt sagten die Kibbuzim: Du darfst aber auch nicht deutsch sein. Was hat das mit Ihnen gemacht?

Westheimer: Das hat mir nichts gemacht, weil ich so begeistert war, ein Land aufzubauen.

ZEIT: Zu Ihrem atemberaubenden Lebenslauf gehört, dass Sie sich im Israelischen Unabhängigkeitskrieg der Hagana angeschlossen haben, einer paramilitärischen Organisation zum Schutz der jüdischen Bevölkerung. Wie kam es, dass Sie dort Mitglied wurden?

Westheimer: Das weiß ich nicht mehr. Aber ich erinnere mich, wie stolz ich war, bei der Hagana zu sein. Ich bin ja nur 1,40 Meter groß.

ZEIT: Wie war das Leben bei der Hagana?

Westheimer: Ich war in einem Jugendheim in der Nähe von Jerusalem. Und ich erinnere mich an ein Training in einer Garage. Da haben wir Schießen gelernt. Ich musste auch mit geschlossenen Augen ein Gewehr zusammensetzen – ich bin mir sicher, das könnte ich heute noch. Und ich habe gelernt, Handgranaten zu schmeißen. Als Scharfschützin habe ich dann von einem Dach aus Nachtwache gehalten.

ZEIT: Haben Sie jemanden getötet?



Westheimer: Nein, aber wenn ich hätte müssen, dann hätte ich es gekonnt. Ich war eine sehr gute Schützin.

ZEIT: Man spürt Ihren Stolz heute noch. Hatten Sie auch Angst?

Westheimer: Ich erinnere mich an ein Training in der Nacht. Wir machten einen Erkundungsgang, da begegnete uns einer in einem Leinentuch. Es war ein Israeli, aber er konnte sich zuerst nicht ausweisen. Da hatte ich Angst. Aber ich hab's überwunden. Ich war allerdings sehr kurz bei der Hagana.

ZEIT: Warum?

Westheimer: Es passierte an meinem 20. Geburtstag. Am 4. Juni 1948. Es gab einen Angriff aus Jordanien. Als der Bombenalarm losging, hätte ich gleich in den Keller gemusst. Aber ich bin noch mal zurück in mein Zimmer im Jugendheim, um ein Buch zu holen, ein Geburtstagsgeschenk. Ich wollte mich im Keller nicht langweilen. Ich war dann sehr schwer verwundet. Aber es gab einen deutsch-jüdischen Chirurgen, der hat meine Füße geflickt. Ich bin später eine wunderbare Skifahrerin geworden. Und es gab noch was Schönes. Im Spital gab es einen gut aussehenden Sanitäter, das war ein Jude aus Rumänien. Ich habe so getan, als ob ich nicht alleine essen könnte, obwohl meine Hände ganz in Ordnung waren.

ZEIT: Hat er Sie gefüttert?

Westheimer: Dreimal am Tag! Nachher haben wir eine schöne *love affair* gehabt. Fertig.

ZEIT: Wie ist es Ihnen nach dem Bombenangriff gelungen, wieder ins Leben zu finden? Sie waren eine junge Frau, schwer verletzt und auf sich allein gestellt.

Westheimer: Ich hatte meine Familie verloren und gerade deshalb die Pflicht, weiterzumachen.

ZEIT: Immer positiv, immer fröhlich – kann denn Lebensfreude aus einem Gefühl von Schuld und Verpflichtung heraus funktionieren?



Westheimer: Jeder kann an sich arbeiten, um das Positive zu sehen und nicht das Negative.

Von Israel ging Ruth Westheimer 1951 nach Paris, wo sie an der Sorbonne ein Psychologiestudium anfang. 1956 reiste sie nach Amerika, um ihren Onkel zu besuchen – und blieb. 1970 promovierte Westheimer an der Columbia University zum Thema Familienplanung. Sie begann als Dozentin zu arbeiten und eröffnete 1976 ihre Praxis für Sexualtherapie. 1980 ging ihre Radioshow »Sexually Speaking« beim New Yorker Lokalsender WYNY auf Sendung und machte sie mit 52 Jahren über Nacht berühmt. Die Sendung wurde später in ganz Amerika ausgestrahlt, alle wollten diese Frau mit dem starken deutschen Akzent hören, die so unverklemmt über Sex sprach.

ZEIT: Wie kam es dazu, dass Sex zu Ihrem Lebensthema geworden ist?

Westheimer: Das war ein Zufall. Ich hatte einen Job als Dozentin an der Cornell Medical School, und beim Lokalradio wollten sie jemanden, der mal eine Viertelstunde etwas über Verhütung erzählt.

ZEIT: Können Sie sich noch an das erste Mal vor dem Mikrofon erinnern?

Westheimer: Zuerst habe ich nicht gewusst, welche Tasten ich drücken muss. Dann habe ich mich gefreut, dass die Hörer mich »Dr. Ruth« genannt haben – Westheimer war den Amerikanern zu lang.

ZEIT: Ihre Sendung wurde zum Straßenfeger.

Westheimer: Sie lief immer sonntagabends. Ich war die Number-One-Radioshow!

ZEIT: Die Radiosendung gab es volle zehn Jahre. Sie hatten später auch Fernsehshows. Es ging oft um den weiblichen Orgasmus, um Erektionsprobleme. Sie sagen oft, Sie hätten mit Ihren Sendungen Leben gerettet. Mit Orgasmus-Beratung?!

Westheimer: Das waren keine Leute, die Selbstmord begangen hätten, wenn ich ihnen nicht geholfen hätte. Aber ich habe Beziehungen gerettet. Und einmal hat tatsächlich jemand auf der Straße zu mir gesagt: Du hast mir das Leben gerettet. Der



war schwul, und ich hatte den Schwulen, die in meiner Sendung anriefen, immer gesagt: Seid das, was ihr seid – und geht in eine große Stadt, auf eine große Universität. Da denken die Menschen nicht so konservativ. Euren Eltern braucht ihr nicht zu erzählen, dass ihr schwul seid. Damals war das eine ganz andere Zeit. Wer homosexuell war, konnte seine Arbeit verlieren, als Rechtsanwalt zum Beispiel. Wenn so jemand sagt, ich habe sein Leben gerettet, okay, das ist toll.

ZEIT: Ein Küchenpsychologe würde sagen: Sex dient der Fortpflanzung, also letztendlich dem Überleben. Kein Zufall vielleicht, dass Sie den Sex zu Ihrem Thema gemacht haben.

Westheimer: Ich kann nicht sagen, dass das tiefere Gründe gehabt hat. Es kam zufällig, und es ist wunderbar.

ZEIT: Man könnte auch noch eine andere Deutung versuchen: Was im Holocaust geschah, ist im Grunde unaussprechlich ...

Westheimer: Ich weiß, was Sie sagen wollen. Nein, nein, lassen Sie das sein. Wenn mich jemand über Sex während des Holocaust fragt, gebe ich keine Antwort.

ZEIT: Das meinten wir nicht. Wir sprechen vom Tabubruch. Sie konnten während Ihrer Radioshow und im Fernsehen Dinge aussprechen, die andere Leute nicht über die Lippen gebracht haben.

Westheimer: Ich glaube, das hat eher damit zu tun, dass im Judentum Sexualität nie eine Sünde war. Nicht wie bei den Katholiken. Sex war im Judentum immer auch eine Verpflichtung des Ehemanns für seine Frau. Er muss sicherstellen, dass sie den Sex genießt, also dass sie einen Orgasmus hat.

ZEIT: Moment mal. Wenn man umgekehrt einer Frau sagen würde, du musst deinen Mann befriedigen, wäre man dann nicht empört?

Westheimer: Ich kann die jüdische Tradition nicht ändern. Es steht im Talmud, das ist das Einzige, was mir dazu einfällt.

ZEIT: Es hat seine Berechtigung, weil es eben Tradition ist?



Westheimer: Genau, und daran halte ich mich.

ZEIT: Man hört aus Ihren Antworten heraus, dass Sie eher nicht der Typ sind, der tief in der Psyche nach Antworten auf die Fragen des Lebens sucht. Trotzdem waren Sie in Ihren Anfangsjahren hier in New York mal bei einem Psychotherapeuten. Wie kam es dazu?

Westheimer: Ich wollte selbst gar keine Therapie machen. Aber ich wollte mal wissen, was überhaupt in so einer Therapie geschieht. Ich habe da ja viele Leute hingeschickt, wenn die Probleme so tief waren, dass ich an meine Grenzen kam. Meine Sexualtherapie sollte den Menschen lediglich helfen, ihr Verhalten zu ändern. Sie hatte nichts mit Psychologie zu tun.

ZEIT: Und was haben Sie bei Ihren Gesprächen mit dem Therapeuten über sich selbst herausgefunden?

Westheimer: Er hat mir erklärt, dass meine ersten Jahre, zu Hause in der Familie, mir die Stärke gegeben haben, mein Leben auszuhalten.

Ruth Westheimer hat in ihren Sendungen immer viel über die technischen Aspekte des Sexuallebens gesprochen. Aber sie hat auch klargemacht, dass Sex und Partnerschaft für sie zusammengehören. Sie selbst war dreimal verheiratet. Ihr erster Mann David, mit dem sie nach Paris gezogen war, ging zurück nach Israel, die beiden ließen sich per Brief scheiden. Mit dem zweiten Mann, Dan, mit dem sie in die USA gezogen war, bekam sie eine Tochter, Miriam. Auch diese Ehe hielt nicht lange.

ZEIT: Sie trennten sich, als Ihre Tochter Miriam ein Jahr alt war. Hat Sie das viel Mut gekostet?

Westheimer: Ich habe mich gelangweilt. Dan war ein sehr lieber Vater, aber er war kein Intellektueller, und es war einfach schwierig. Der Sex war wunderbar. Aber in einer Beziehung muss man auch intellektuell angeregt sein.

ZEIT: Haben Sie ihm das auch so gesagt?



Westheimer: Er hat es gewusst. Ich habe ihm das Auto geschenkt, ein altes Auto. Und ich habe das Kind behalten.

ZEIT: Sie lebten dann als alleinerziehende Mutter. Das war damals sehr ungewöhnlich. War das eine schwierige Zeit?

Westheimer: Es war schwierig, aber es war trotzdem eine gute Zeit. In meinem Haus gab es eine andere Frau, die zwei Kinder hatte. Einen Tag in der Woche ist sie an die Universität gegangen, und ich habe mit meiner Miriam auf ihre zwei Kinder aufgepasst. Und einmal in der Woche bin ich in die Universität, und sie hat auf die Miriam aufgepasst. Das war ein wunderbares Arrangement. Es hat kein Geld gekostet, und so habe ich meinen Master in Soziologie gemacht. Ich hatte viel Hilfe von Freunden.

ZEIT: Das klingt nach einer tollen Gemeinschaft.

Westheimer: Ich hatte kein Geld, aber eine Wohnung – und ein Grammophon. Wir haben viel getanzt und gefeiert. Ich habe die *potato chips* gestiftet, und alle anderen haben Essen mitgebracht.

ZEIT: Wie wichtig ist das Feiern in schwierigen Zeiten?

Westheimer: Sehr wichtig, damit man die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht verliert.

ZEIT: Es war das Ende der Fünfzigerjahre. Damals begann gerade die Hochzeit der Civil-Rights-Bewegung. Im Sommer 1961 sind viele Studenten mit Bussen in den Süden gefahren, um sich für die Rechte von Schwarzen einzusetzen. Haben Sie bei diesen Freedom Rides auch mitgemacht?

Westheimer: Nein, aber ich war aktiv. Ich habe in Harlem Puertoricanern und Schwarzen beigebracht, wie man mit jungen Frauen über Familienplanung spricht. Jeder von denen, die ich da trainiert habe, hat hinterher besser bezahlte Arbeit in der Stadtverwaltung gefunden.



ZEIT: Das war aber erst später, richtig? Als Sie Ende der Sechzigerjahre für Planned Parenthood, eine Organisation für Familienplanung, gearbeitet haben.

Westheimer: Das stimmt. Wenn ich bei den Freedom Rides nicht mitgemacht habe, dann weil ich da schon ein Kind hatte.

ZEIT: War das denn einfach, als weiße Frau schwarze Frauen zu schulen, und das bei diesen heiklen Themen wie Verhütung und Abtreibung?

Westheimer: Ich hatte nie ein Problem. Dazu muss ich euch was erzählen: Einmal musste ich eine Sekretärin entlassen, weil sie immer zu spät kam. Sie war furchtbar. Ich habe damals mit zwei Spitälern gearbeitet, und es musste immer jemand am Telefon sein, von neun bis fünf. Diese Frau aber hatte immer eine andere Ausrede. Ich habe ihr gesagt: Wenn du noch mal zu spät kommst, muss ich dich rausschmeißen. Und dann habe ich ihr tatsächlich gekündigt. Kollegen haben mir angekündigt: Man wird dir die Reifen am Auto aufstechen! Aber mir ist nichts passiert. Absolut nichts.

ZEIT: Haben wir das richtig verstanden: Die Sekretärin war eine Schwarze? Und die Warnung kam von weißen Kollegen?

Westheimer: Genau.

ZEIT: War es als Jüdin leichter, Kritik zu üben, weil Sie nicht die ganze Geschichte Amerikas, die ganze Schande Amerikas mittragen mussten?

Westheimer: Ich hatte Courage. Einmal haben einige Leute bei einer Versammlung von Planned Parenthood gesagt, wie schuldig sie sich fühlen den Schwarzen gegenüber. Ich habe gesagt: Ich nicht. Wenn ich einen Mann sehe, stelle ich mir eine Frage: Sollte ich ihm auf einer einsamen Insel begegnen – will ich mit ihm schlafen oder nicht? Und dann habe ich einen der Schwarzen angeguckt und gesagt – ich weiß noch, wie er geheißen hat –: Du, mit dir würde ich schlafen. Ich habe nie wieder ein Problem gehabt.

ZEIT: Das Reden über Sex hat sich im Laufe der Jahre sehr verändert. Es gibt eine berühmte Szene, als Sie in den Achtzigerjahren in der Late-Night-Show bei David Letterman zu Gast waren. Da haben Sie von einem Mann erzählt, der in Ihrer



Radiosendung angerufen hatte und gesagt hatte, dass seine Freundin es toll findet, seinen Penis mit Zwiebelringen zu bewerfen. Würde man das heute noch in einer Show bringen?

Westheimer: Damals ist David Letterman aufgestanden und aus dem Studio gegangen. Aus Spaß natürlich. Und jedes Mal, wenn ich wieder in der Sendung zu Gast war und Werbung eingespielt wurde, hat man Zwiebelringe gezeigt. Da würde heute keiner mehr drüber lachen. Ja, das hat sich geändert.

ZEIT: Sie haben immer gesagt: Im Schlafzimmer ist alles erlaubt, solange beide es gut finden. Und trotzdem haben Sie da eine Lachnummer draus gemacht. Haben Sie kein schlechtes Gewissen?

Westheimer: Das ist Humor, weil es niemandem wehtut. Das ist nichts, was jemanden beleidigt.

ZEIT: Sie gehören seit Jahrzehnten zur New Yorker Society. Man sieht Sie ständig bei Galas, bei großen Festen und natürlich bei den unvermeidlichen Paraden der verschiedenen Einwanderergruppen und Minderheiten.

Westheimer: Ich gehe immer zur Gay Pride und zur deutschamerikanischen Steuben-Parade. Einmal war ich, bevor eine dieser Paraden losging, bei der Sitzung einer Kommission, die sich für Respekt gegenüber Polizisten einsetzt. Danach haben Polizisten mich zur Parade gebracht. Die haben mich mit Blaulicht und Sirene die Fifth Avenue heruntergefahren. Ich hatte ihnen gesagt: Tut mal ein bisschen klingeln. Mir macht das Spaß wie einem Kind. Da sitze ich jetzt im Polizeiauto und düse die Fifth Avenue runter!

ZEIT: In Ihrer Biografie schreiben Sie, dass Sie die Bewunderung anderer Menschen brauchen. Auf der anderen Seite scheint es Ihnen ganz egal zu sein, ob man sieht, dass Sie reich geworden sind – richtig? Jedenfalls wohnen Sie in einer bescheidenen Dreizimmerwohnung, und besonders extravagant kleiden Sie sich auch nicht.

Westheimer: Niemand weiß, wie viel Geld genau ich habe.



ZEIT: Wissen Sie es selbst?

Westheimer: Ganz bestimmt! Okay, was braucht ihr noch?

ZEIT: Sie waren ja lange Zeit die progressive Stimme der amerikanischen Gesellschaft. Sie haben gesagt: HIV ist eine Krankheit, wir dürfen Homosexuelle nicht verurteilen. Abtreibung, Verhütung, all diese Dinge waren Ihre Themen. Dann wurde 1996 das Theaterstück *Die Vagina-Monologe* aufgeführt, in dem Frauen ganz offen über Sexualität sprachen. Es wurde ein Hit. Später wurde sogar die klare Aufteilung in zwei Geschlechter immer lauter infrage gestellt. Wurden Sie irgendwann nicht mehr gebraucht? Mission erfüllt?

Westheimer: Mit den vielen neuen Geschlechtern kenne ich mich nicht aus. Wenn es um solche Sachen geht, sag ich: Geh zu jemandem, der jünger ist. Ich beschäftige mich auch nicht mit Frauen, die jetzt sagen, vor 20 Jahren hat man sie schief angeguckt. Dafür habe ich sehr wenig Verständnis.

ZEIT: Wenn die Welt über MeToo diskutiert – sind das Momente, in denen Sie das Gefühl haben: Jetzt bin ich wirklich alt?

Westheimer: Ich sage nicht, ich bin alt. Ich sage nur – jetzt mal auf Englisch: *Dr. Ruth has no business talking about that.*

Am nächsten Tag setzen wir das Interview im Museum of Jewish Heritage fort, am Abend gibt es hier wieder eine Aufführung des Theaterstücks »Becoming Dr. Ruth«. Die winzige Ruth Westheimer kommt mit dem größten verfügbaren Uber-Taxi, einem Van. Im Museum: großes Hallo. Ruth Westheimer lässt sich gut gelaunt von der Pressefrau des Museums und vom Security-Verantwortlichen ins Haus führen. Die beiden nehmen sie an die Hand, rechts und links, als wäre sie ein Kind, und geleiten sie in die oberste Etage, zum Vorstandszimmer. Panoramafenster, Blick auf den Hudson River und die Freiheitsstatue. Hier trifft sich das Kuratorium des Museums, dessen Mitglied Ruth Westheimer ist, zu seinen Sitzungen.

Westheimer: Jedes Mal, wenn ich hierherkomme für irgendeine Besprechung, sag ich erst mal der Statue of Liberty Guten Tag. So bin ich in New York



angekommen: mit dem Schiff in der vierten Klasse. Und kurz vor der Ankunft bin ich in die erste Klasse, damit ich den Blick nicht versäume. Eine Erlaubnis hatte ich nicht.

ZEIT: Wussten Sie da schon, dass Sie in Amerika bleiben wollen?

Westheimer: Nein, ich dachte immer, ich gehe zurück nach Israel. Ich hatte zuerst ja nur ein Touristenvisum für Amerika. Erst als ich Manfred Westheimer geheiratet habe, war meine Migrationsgeschichte beendet. Da bin ich Amerikanerin geworden.

ZEIT: Ihr dritter Mann – Ihre große Liebe –, mit dem Sie Ihren Sohn Joel bekommen haben.

Westheimer: Das war so gescheit, dass ich Manfred Westheimer geheiratet habe! Hier im Museum gab es mal eine Ausstellung, da war ein Foto von ihm zu sehen. Es ging um Juden, die als Soldaten gegen Hitler gekämpft haben. Fred hatte sich auch gemeldet. Er sah toll aus in seiner amerikanischen Uniform! Aber er hat sich beim Üben ein Bein gebrochen, ganz am Anfang. Deshalb konnte er nicht nach Deutschland. Er wollte Nazis verhören.

ZEIT: Konnte er denn Deutsch?

Westheimer: Er kam aus Karlsruhe, aber er war als Elfjähriger mit seinen Eltern nach Portugal geflohen. Und mit 14 kam er nach Amerika.

ZEIT: Haben Sie Deutsch miteinander geredet?

Westheimer: Wenn wir uns gestritten haben, damit die Kinder das nicht verstehen. Aber natürlich haben sie es gehört: Donnerwetter noch einmal!

ZEIT: Was waren Sie für ein Paar?

Westheimer: Er war Ingenieur – und ziemlich introvertiert. Fred war gern zu Hause. Er wollte nicht so viel ausgehen. Wenn wir irgendwo waren, wollte der Freddy immer um Mitternacht nach Hause, bevor die Tiefgarage zumachte. Er hatte keine Lust, draußen einen Parkplatz zu suchen. Ich wollte lieber weiter Menschen sehen. Da haben wir uns manchmal gestritten.



ZEIT: Sie haben Fred Westheimer beim Skifahren kennengelernt. Wann haben Sie aufgehört, Ski zu fahren?

Westheimer: Ich glaube, das war mit 70. Da war Fred gerade gestorben.

ZEIT: Fällt Ihnen das Aufhören leicht?

Westheimer: Beim Skifahren war das nicht so schlimm, weil ich es selber entschieden habe. Schwerer fiel es mir, eine Pause als Dozentin zu machen, ich unterrichte ja noch Sexualtherapie an der Columbia-Universität. Aber ich will nicht am Abend unterrichten, und das hätte ich jetzt tun müssen.

ZEIT: Das klingt, als wollten Sie es nicht ganz aufgeben.

Westheimer: Nein, denn ich liebe es, dass ich mehr Studenten habe als die anderen Dozenten! Ich bin darin sehr kompetitiv.

ZEIT: Wie alt würden Sie gerne werden?

Westheimer: Hundertfünfzig!

ZEIT: Sehr ehrgeizig. Können Sie als Spezialistin für die Lebensfreude die Frage beantworten: Was gibt es Gutes am Altern?

Westheimer: Ich kann euch nicht sagen, was im Alter besser ist. Ich kann nur sagen: Akzeptiere, was du nicht ändern kannst, und mach das Beste daraus. Zum Beispiel kann ich wie gestern zu euch sagen: Ihr geht jetzt mal, und ich lege mich eine Stunde hin.

ZEIT: Jetzt sind Sie erlöst von uns.

Westheimer: Aber ich muss euch noch etwas erzählen. Wisst ihr, dass ein Blumenzüchter aus Holland Tulpen gespendet hat für den Fort Tryon Park in Washington Heights? 500 Miniaturtulpen. Jetzt werden die Tulpen gepflanzt. Sie sind nach mir benannt. Sie heißen Dr. Ruth. Sie sind sehr klein, aber widerstandsfähig.